

Kontext

Der zweite Bund des Bieler Tagblatts



Titelgeschichte

Ankommen, zur Ruhe finden und neu starten: Ein Ort für Frauen in Not

Die Stiftung für Frauen und Kinder Biel ist heute vor 50 Jahren gegründet worden. Im Wohnhaus Sotto Sopra finden Frauen in schwierigen Lebenssituationen eine sichere Bleibe. Und in der öffentlichen Kindertagesstätte Tutti Frutti ist für das Wohl der Kleinen gesorgt.

Helen Biedermann Vuille und Christine Zimmermann (von links) teilen sich das Präsidium der Stiftung für Frauen und Kinder Biel.

Text: Carmen Stalder
Bilder: Anne-Camille Vaucher

Bedroht, gedemütigt, geschlagen – manche Frauen erleben in ihrer Beziehung die Hölle. Wenn sie nicht mehr weiterwissen, bietet ihnen das Frauenhaus an einem geheimen Ort in der Stadt Biel einen sicheren Unterschlupf. Der Aufenthalt im Frauenhaus ist allerdings nur als kurzfristige Zwischenlösung gedacht. Frauen, die für eine längere Zeit oder sogar nie mehr nach Hause zurückkehren können oder wollen, müssen sich anderweitig umsehen. Eine mögliche Bleibe ist das Wohnhaus Sotto Sopra der Stiftung für Frauen und Kinder Biel – und das seit 50 Jahren (siehe folgende Seiten).

Aktuell stellt das Wohnhaus an der Seevorstadt 46 neun möblierte Studios zur Verfügung. Hier können sich Frauen in Not für bis zu zwei Jahre einmieten. Haben sie Kinder, dürfen sie drei Jahre lang bleiben. «Sie können sich in Ruhe zurückziehen, um anschliessend wieder in die Normalität zu finden», sagt Geschäftsführerin Beatrice Frei. Auf einem Rundgang führt sie durch das weitläufige Wohnhaus, das hell und farbenfroh daherkommt. Die Studios dagegen sind spärlich eingerichtet und bieten nur das Nötigste: ein Bett, eine kleine Küchenecke, einen Schrank und eine Dusche.

Beatrice Frei erzählt, dass die Frauen bei ihrer Ankunft im Wohnhaus stets

emotional sehr belastet seien. Im Studio angekommen werde ihnen klar, dass sie sich an einem Tiefpunkt befinden. Doch im Sotto Sopra werden sie nicht alleine gelassen. Einmal in der Woche kommt eine Sozialarbeiterin zu Besuch. Die sogenannte Frauenbegleiterin hat ein offenes Ohr für die Sorgen der Bewohnerinnen und hilft ihnen bei administrativen Hürden. Mit ihrer Unterstützung sollen sich die Frauen und ihre Kinder ein selbstständiges Dasein aufbauen – fernab von Drohungen, Demütigungen und Schlägen.

Kaum Schweizerinnen

Die Frauen, die im Wohnhaus Sotto Sopra aufgenommen werden, werden

«Sie können sich in Ruhe zurückziehen, um anschliessend wieder in die Normalität zu finden.»

Beatrice Frei, Geschäftsführerin

meist durch das Frauenhaus, soziale Dienste oder auch Kirchgemeinden in der Region Biel und Seeland vermittelt. 95 Prozent von ihnen sind Ausländerinnen, oftmals mit unklarem Aufenthaltsstatus. Für diese Frauen sei es viel schwieriger, eine eigene Bleibe zu finden – im Gegensatz zu Schweizerinnen, die besser vernetzt seien, sagt Helen Biedermann Vuille. Gemeinsam mit Christine Zimmermann teilt sie sich das Präsidium der Stiftung.

Seit acht Jahren engagiert sich Helen Biedermann Vuille im Stiftungsrat. Sie schätzt diese Freiwilligenarbeit aufgrund ihrer Sinnhaftigkeit. Vor vier Jah-

Fortsetzung auf Seite 20

Was ist mit dem Genitiv los?

Sprachpfleger Matthias Knecht erklärt, warum Genitiv und Demokratie beim BT eine wichtige Rolle spielen.

Seite 23

Wo mäandern die Augen wie ein Fluss?

Lotti Teuscher taucht auf einer Tour ins herbstliche Lötschental ein, dessen Farben sie an Brokat erinnern.

Seiten 24 und 25

Wie ist der neue Flughafen?

Donat Blum erörtert, was er vom verspäteten «Jahrhundertbauwerk» Berliner Flughafen hält.

Seite 27

Warum ist hier das Miteinander wichtig?

Matthias Käser hält die Schule Ziegelried mit 23 Kindern aus sechs verschiedenen Klassen fotografisch fest.

Seite 28

Titelgeschichte

Fortsetzung von Seite 19

ren hat sie Christine Zimmermann ins Boot geholt, die zu diesem Zeitpunkt auf der Suche nach einem wohlthätigen Engagement war.

Die beiden Frauen führen ihr Amt mit viel Elan aus. Manchmal erfahren sie durch die Geschäftsleiterin von früheren Bewohnerinnen, die eine eigene Wohnung und eine Arbeitsstelle gefunden haben. Solche Erfolgsmeldungen höre man natürlich gerne, sagt Christine Zimmermann. Doch bis zu diesem Moment ist es manchmal ein langer und steiniger Weg.

Erst einmal eignet sich das Wohnhaus nicht für alle Frauen. Da es sich um ein niederschwelliges Angebot mit relativ wenig Betreuung handelt, nimmt die Stiftung keine süchtigen und keine psychisch kranken Frauen auf. Denn in der Nacht und am Wochenende sind die Bewohnerinnen auf sich selbst gestellt. «Die Frauenbegleiterin hat auch schon Frauen aufgenommen, bei denen sich schnell herausgestellt, dass es nicht klappen wird», sagt Helen Biedermann Vuille. Etwa, weil sie nicht zu ihren Kindern schauen konnten oder weil sie eine Gefährdung für die restlichen Bewohnerinnen darstellten.

Neben einer gewissen Selbstständigkeit müssen die Frauen auch beweisen, dass sie ihr Schicksal in die Hand nehmen wollen. Es gebe Bewohnerinnen, die am liebsten bleiben würden – die müssten dann dazu motiviert werden, sich nach einer langfristigen Lösung umzusehen. «Wenn man sie ein wenig drängt, gehen manchmal plötzlich Türen auf», sagt Christine Zimmermann mit einem Lächeln.

Einzigartige Kombination

Das Wohnhaus ist meistens voll belegt. Oft gebe es sogar Wartelisten, und manche Frauen mussten abgewiesen werden – was der Frauenbegleiterin schwerfiel. Es sei einmal zur Diskussion gestanden, ein zusätzliches Haus zu mieten, sagt Helen Biedermann Vuille, das habe sich dann aber als zu kompliziert herausgestellt.

Das Wohnhaus erhält keinerlei öffentliche Gelder, es wird durch die Studiomieten und Spenden finanziert. Im Gegenteil zur zweiten Institution der Stiftung, die sich im selben Gebäude befindet: der öffentlichen Kindertagesstätte Tutti Frutti, die sowohl Privatplätze als auch von der Stadt Biel subventionierte Plätze anbietet.

Diese Kombination aus Frauenwohnhaus und Kindertagesstätte unter einem Dach sei einzigartig, sagen die Stiftungspräsidentinnen stolz. Die Kita wird derzeit von rund 80 Kindern vom Säuglings- bis Kindergartenalter besucht. Einige von ihnen wohnen mit ihren Müttern im Sotto Sopra, die meisten Kinder werden jedoch am Morgen von ihren Eltern gebracht. Im Gebäude ist deshalb tagsüber immer etwas los: Kinder wuseln umher, Betreuerinnen und Betreuer gehen ihrer Arbeit nach, Eltern holen ihren Nachwuchs ab. «Es ist durchaus wünschenswert, dass sich zwischen der Kita und den Bewohnerinnen des Wohnhauses Begegnungen ergeben», sagt Beatrice Frei.

Sowieso gibt es Synergien zwischen den beiden Institutionen: Für die Kinder der Bewohnerinnen gibt es garantierte Betreuungsplätze. Und wenn in der Kita zu viel gekocht wird, dürfen die Bewohnerinnen kostenlos mitessen. Dem Essen wird in der Kindertagesstätte hohe Bedeutung zugewendet. Die Küche ist mit dem Zertifikat «Fourchette verte – Ama terra» ausgezeichnet, das für eine ausgewogene und nachhaltige Ernährung von Kindern steht.

Manchmal helfen die Kinder beim Zubereiten des Essens mit, und einmal pro Woche geht es gemeinsam mit dem Betreuungspersonal auf den Märli – jedenfalls bevor sich das Coronavirus ausgebreitet hatte.

Helen Biedermann Vuille und Christine Zimmermann sind zuversichtlich, dass die Stiftung für Frauen und Kinder Biel noch lange weiter bestehen wird. Das Angebot werde auch in Zukunft einem grossen Bedürfnis entsprechen, sind sie sich einig.

50 Jahre Engagement für Bieler Frauen und Kinder

Eine anonyme Spenderin aus der Lengnauer Uhrenbranche hat die Gründung eines sicheren Hafens für Bieler Mütter und Kinder ermöglicht. 50 Jahre später ist die Institution neu ausgerichtet und nimmt auch kinderlose Frauen in Not auf.

Margrit Wick-Werder

Biel nach dem Zweiten Weltkrieg: Die Wirtschaft boomt, die Bevölkerung wächst rasant, es herrscht Wohnungsnot und die Schulzimmer sind überfüllt. «Kinder, die entweder aufgrund ihres Verhaltens oder aufgrund ihrer schulischen Arbeit oder ihrer familiären Lebensbedingungen (schwierig) sind, sind auf diese besonderen Bedingungen nicht vorbereitet», schreibt der bürgerliche Stadtrat James Thorens schon 1949 in seiner Interpellation zur Bekämpfung der Missstände. Die Schuldirektion bemüht sich zwar um Lösungen, man beabsichtigt die Schaffung einer «Einrichtung für schwierige Kinder», doch konkrete Massnahmen lassen auf sich warten.

1957 doppelt der Sozialdemokrat Auguste Rial, Bahnangestellter und Mitglied der französischen Primarschulkommission, mit einer erneuten Interpellation nach, nun aber mit einem neuen Ansatz. Inzwischen hatte man nämlich erkannt, dass nicht nur den Kindern, sondern auch ihren Müttern geholfen werden muss, und dass es nicht förderlich ist, bei Problemen die Kinder von ihren Müttern zu trennen.

Sein Vorstoss lautet entsprechend präziser: «Viele alleinstehende Frauen (verwitwet, geschieden oder ledig) mit Kindern haben es schwer, eine Wohnung zu finden, wenn sie nicht von ihren Kindern getrennt werden wollen. Die Schaffung eines Heims in Biel, das diese Menschen aufnehmen könnte, ist dringend notwendig. Der Gemeinderat wird aufgefordert, den Stadträten und möglicherweise den Wählern so bald wie möglich ein entsprechendes Projekt vorzulegen.» Gut denkbar, dass er bereits einen Ort für das geforderte Heim im Auge hatte.

Die Stadt Biel war im Besitz eines Grundstücks an der Seevorstadt, das sie 1936 für die Erweiterung des Museums Schwab erworben hatte. 1915 nämlich hatte Maria Margaretha Walker (1847-1915) ihr Haus an der Ecke Seevorstadt/Spitalstrasse dem Spital vermacht. Lange Jahre diente es als Schwesternhaus; doch mit der Verlegung des Spitals in den Vogelsang (Beaumont) wurde die Liegenschaft, die unmittelbar an das Museum angrenzte, frei. Mehrere Projekte für einen Annexbau des Museums auf diesem Terrain verliefen im Sand. Mitte der 1950er-Jahre waren die Museumspläne so gut wie begraben. Davon profitieren sollte das Projekt für ein Heim für Mutter und Kind.

Eine stille Gönnerin

Die Interpellation Rial wurde 1959 angenommen und das Grundstück an der Seevorstadt – zum Leidwesen der Museumsfreunde – für den Bau eines Wohnheims für Mütter und Kinder reserviert (Auftrag des Stadtrates vom 20. August 1959).

Die Idee dieses Wohnheims fiel nicht nur bei den Politikern auf fruchtbaren Boden, sondern fand auch viel Sympathie bei der Bevölkerung. Wie oft bei solchen Projekten, war es aber eine private Initiative, die den Stein ins Rollen

brachte. Eine nicht genannt sei wollende Dame aus Biel schenkte der Stadt 250 000 Franken; sie sollten in eine Stiftung als Trägerin des Heimes eingebbracht werden.

Errichtet wurde die Stiftung am 15. Februar 1963. Die Gönnerin blieb zeitlebens anonym, doch eingeweihte Kreise wussten sehr wohl, wer sie war: Margret Blösch-Schlup (1917-1998). Sie entstammte der Uhrenfabrikantenfamilie Schlup aus Lengnau, deren 1917 gegründete Uhrenfabrik Schlup & Co. besser bekannt ist unter ihrem späteren Namen Rado.

Der eher stillen Stifterin zur Seite stand die rührige Bieler Ärztin Marianne Stäubli-Frölich (1919-1996), die in Gemeinschaft mit ihrem Gatten eine eigene Praxis für Frauen und Kinder an der Gartenstrasse betrieb. Sie war es, die das Projekt entschieden vorantrieb. Die beiden Frauen sollten die Stiftung bis 1979 leiten, Marianne Stäubli als Präsidentin, Margret Blösch-Schlup als Vizepräsidentin. Den Betrieb begleiteten sie noch viele Jahre, bis 1991.

Die «Stiftung für Mutter und Kind»

«Die Stiftung bezweckt die Erstellung und den Betrieb eines Heimes, welches alleinstehenden Müttern und deren Kindern Zimmer zu günstigen Bedingungen zur Verfügung stellt, und in welchem diese Kinder während der Arbeitsabwesenheit ihrer Mütter in geeigneter Weise betreut werden», heisst es in Artikel 2 der Stiftungsurkunde von 1963.

Für die Errichtung der Stiftung stellte Margret Blösch-Schlup zunächst 1000 Franken zu Verfügung; weitere 249 000 Franken wollte sie zulegen, sobald gewisse Bedingungen erfüllt waren, nämlich:

- wenn die Einwohnergemeinde Biel die Liegenschaft an der Seevorstadt der «Stiftung für Mutter und Kind» für die Erstellung des geplanten Heimes unentgeltlich zur Verfügung stellt, und zwar entweder zu Eigentum oder durch Einräumung eines selbstständigen und dauernden Baurechtes für eine Dauer von mindestens 60 Jahren;
- wenn die Einwohnergemeinde Biel sich verpflichtet, die Baukosten des Heimes zu übernehmen, soweit sie durch das Stiftungsvermögen und dessen Erträge nicht gedeckt werden;
- wenn die Einwohnergemeinde Biel allfällige Betriebsdefizite des Heimes zur Bezahlung übernimmt;
- wenn mit dem Bau des Heimes spätestens innert fünf Jahren seit Errichtungsdatum der Stiftung begonnen worden ist.

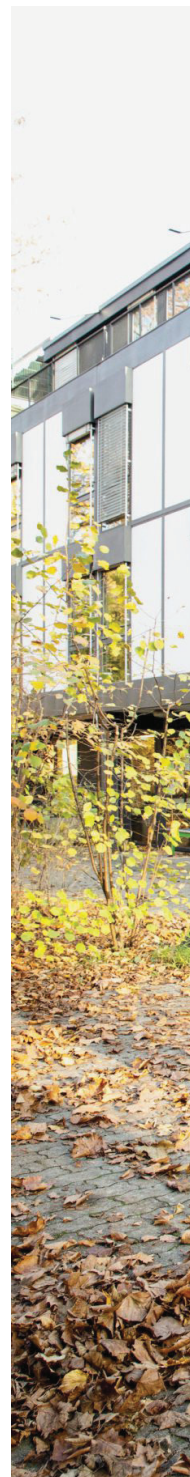
Die Absicht der Stifterin war es also, dem stadträtlichen Projekt rasch zum Durchbruch zu verhelfen sowie der geplanten Institution eine unabhängige Trägerschaft zu bieten und dennoch die öffentliche Hand in die Pflicht zu nehmen.

Der Stiftungsrat bestand aus fünf Mitgliedern, zwei wurden von der Stifterin und zwei vom Gemeinderat bestimmt; das fünfte Mitglied, das den Stiftungsrat präsidierte, musste ein-

Der erste Stiftungsrat

Marianne Stäubli Präsidentin
Margret Blösch-Schlup Vizepräsidentin
Carl Friedrich Nigst Kassier
Renée Marguerite Berger Gemeindevertreterin
Auguste Rial Gemeindevertreter
Franz Böhlen, persönlicher Mitarbeiter des Stadtpräsidenten; Sekretär (nicht Mitglied des Stiftungsrates). mmw

Die Gönnerin blieb zeitlebens anonym, doch eingeweihte Kreise wussten sehr wohl, wer sie war: Margret Blösch-Schlup (1917-1998).



Das Gebäude des Hauses



Wo einst Betten an paradises. zvg

Titelgeschichte



Sotto Sopra und der Kita Tutti Frutti wurde 1969 vom Bieler Architekten Max Schlup erstellt.



Bettchen stand, ist heute ein buntes Spiel-

stimmig von den vier übrigen Stiftungsräten gewählt werden.

Es wird gebaut

Das Jahr 1968 ist gekennzeichnet durch den Baubeginn des Wohnheims mit Krippe an der Seedorfstrasse/Spitalstrasse in Biel.

Mit dem Bau wurde der renommierte Bieler Architekt Max Schlup beauftragt. Auch er stammt aus der weitverzweigten Lengnauer Familie, ist mit der Stifterin aber nicht verwandt. Sein Vorprojekt lag schon im September 1964, das fertige Projekt und der Kostenvoranschlag im Mai 1966 vor. Dieser belief sich schliesslich auf gut 1,55 Millionen Franken. Das Projekt fand die Zustimmung von Gemeinderat, vorbereitenden Kommissionen und Stadtrat. Und im Februar 1968 stimmten die Bieler Stimmbürger

dem Kredit von 1,3 Millionen Franken zu; der Restbetrag war gedeckt durch den Beitrag der Stifterin.

So konnte der Bau sofort beginnen. Aber wie immer bei solchen Bauten kam es im Laufe der Arbeit zu Planänderungen und Verzögerungen. Das ehrgeizige Ziel, den Bau bis im Herbst 1969 zu Ende zu bringen, wurde so nicht erreicht. Bezugsbereit war das Haus dann am 1. Mai 1970. «Es brauchte und braucht noch viel Geduld und Arbeit, um ein zweckdienliches Heim, wie wir es wünschen, fertigstellen zu können», schrieb die Stiftungsratspräsidentin im Jahresbericht.

Das Haus ist bereit und füllt sich

Offiziell wurde das Heim für Mutter und Kind, oder wie es in der Einladung angemessener heisst, das «Wohnhaus

für alleinstehende Mütter und ihre Kinder» mit einer bescheidenen Feier und in Anwesenheit des Stadtpräsidenten, Fritz Stähli, erst am 13. November 1970 eröffnet. Die Präsidentin berichtete: «Am Abend trafen sich Mieterinnen und Hauskommission zu einem festlichen Bankett im schönen Essraum des Hauses. Am folgenden Tag war das Haus zuerst den interessierten Fürsorgebeamten und später auch der Öffentlichkeit zur Besichtigung geöffnet.»

Die ersten Mieterinnen waren jedoch schon am 1. Mai eingezogen, und am 15. Mai trat die erste Betriebsleiterin, die Säuglingsschwester Gisèle Domenjoz, ihre Stelle an. Unterstützt wurde sie von einer Krippengehilfin und einer Hausangestellten sowie stundenweise von einer Säuglingsschwester und einer Putzfrau. Eine Hauskommission stand dem Personal wachend und beratend zur Seite.

Im Pensionspreis von 500 Franken pro Monat enthalten waren die Miete für eine möblierte Wohnneinheit inklusive Wasser, Elektrizität und Heizung, das Taggeld für die Kinderkrippe sowie fünf Mittagessen wöchentlich für die Mutter.

Von den 24 zur Verfügung stehenden Wohnungen waren im ersten Betriebsjahr zwischen 12 und 15 belegt. In der Krippe wurden tagsüber auch einige auswärtige Kinder aufgenommen, sodass 15 bis 21 Kinder betreut wurden. 1971 stieg die Belegung der Wohnungen auf 90 Prozent und die Zahl der betreuten Kinder auf 29, wovon 10 Säuglinge und 19 Kinder zwischen 1 und 6 Jahren waren. Schon nach knapp einem Jahr kündigte die Betriebsleiterin wegen Meinungsverschiedenheiten mit der Hauskommission. Unter ihrer Nachfolgerin, Schwester Elisabeth Christen, spielte sich der Betrieb dann zunehmend ein. «Mutter und Kind» etablierte sich zu einer Institution, die aus dem Sozialgefüge der Stadt Biel nicht mehr wegzudenken war.

Krisenzeit

Die Auswirkungen der grossen Ölkrise von 1973 – Teuerung, Arbeitslosigkeit, Abwanderung – bekam auch «Mutter und Kind» zu spüren. Zwar war 1974 der Betrieb «trotz rasch fortschreitender Teuerung» noch selbsttragend, und «die gewaltige Zunahme der Heizungskosten, die Ausgaben für Elektrizität und schliesslich die rasch wachsenden Lohnsummen» bereiteten dem Stiftungsrat Sorgen.

1976 schreibt die Präsidentin: «Auch im vergangenen Jahr hat es sich erwiesen, dass unser Haus sehr eng mit den Geschehnissen in unserer Region verknüpft ist. Geburtenrückgang, Stagnation der Wirtschaft und hoher Leerwohnungsstand beeinträchtigten das Interesse an unserem Betrieb.» Besonders ungünstig wirkte es sich dabei aus, dass auswärtige Interessentinnen keinen Arbeitsplatz mehr finden konnten und deshalb auf den Bezug einer Wohnung verzichten mussten. Um die Einbussen abzufedern, wurden nicht mehr nur alleinstehende Mütter, sondern auch andere Frauen, etwa Jugendliche oder vereinsamte ältere Frauen aufgenommen, eine Praxis, die nie mehr verlassen wurde und schliesslich sogar zu einer Namensänderung führen sollte.

Ein neues Phänomen

Auch vom «Drogenproblem», das die Schweiz und insbesondere die Städte seit den 70er-Jahren beschäftigte, blieb «Mutter und Kind» nicht verschont. So heisst es im Jahresbericht 1987: «Verschiedentlich mussten wir in letzter Zeit festhalten, dass die Stiftung Mutter und Kind keine Frauen aufnehmen kann, die wegen psychischen oder Drogenproblemen betreut und überwacht werden müssen. Unser Personal (Erzieherinnen, Lehrtöchter, Praktikantinnen, Köchin) ist dafür nicht ausgebildet, aber auch zeitlich und prak-

Im Pensionspreis von 500 Franken enthalten waren die Miete, das Taggeld für die Kinderkrippe und fünf Mittagessen wöchentlich.

tisch nicht in der Lage, schon nur, weil keine unserer Angestellten mehr im Hause wohnt. In dieser Frage fühlen wir uns von den zuständigen Behörden oft unverstanden.» Fragen, Unsicherheit und Angst tauchten beim Personal auf, wenn Anhaltspunkte bestanden, dass die Mutter eines anvertrauten Kindes drogenabhängig und wahrscheinlich HIV-positiv ist.

Und 1989 heisst es: «Drogenabhängige dürfen unseres Erachtens schon wegen der unter gleichem Dach existierenden Krippe nicht aufgenommen werden; Frauen mit akuten psychischen Problemen sollten von entsprechenden Institutionen betreut werden.» Solche Institutionen mussten aber erst geschaffen werden. Doch scheinen die zuweisenden Behörden die Argumente der Verantwortlichen von «Mutter und Kind» verstanden zu haben. Jedenfalls kommt dieses Problem in den folgenden Jahren nicht mehr zur Sprache, obwohl es ja weiter bestand.

Die Neuaufrichtung

1979 war es in der Stiftung zu einem ersten Generationenwechsel gekommen: Marianne Stäubli trat das Präsidium an die Juristin Anna Marie Stalder-Neffel ab und das Vizepräsidium ging von Margret Blösch-Schlup an deren Tochter, die Psychologin Ursula Gerber-Blösch. Die Struktur von Stiftungsrat und Betrieb blieb im Wesentlichen aber bestehen, und die beiden Gründerinnen begleiteten «Mutter und Kind» weiterhin in der Hauskommission. Das änderte sich mit der neuen Zusammensetzung des Stiftungsrates 1992 unter dem Präsidium von Elisabeth Weber. Gewohntes wurde infrage gestellt und Neues erarbeitet.

Als Erstes schaffte der Stiftungsrat die Hauskommission ab. «Wir wollen die Frauen, die in diesem Haus leben und arbeiten, kennenlernen und von ihnen hören, wie sie sich fühlen, welche Wünsche sie haben und was für Schwierigkeiten sie sehen», hiess die Devise. 1998 wurde der Stiftungszweck an die neuen Verhältnisse angepasst, neue Statuten verabschiedet und ein neuer Name gefunden: Stiftung für Frauen und Kinder Biel.

«Die Stiftung betreibt eine Kinderkrippe und stellt Frauen mit und ohne Kinder in schwierigen Situationen günstige, gegebenenfalls begleitete Wohnmöglichkeiten zur Verfügung», wurde in den Stiftungsstatuten von 1998 festgehalten.

Mit diesen Neuerungen gingen eine bauliche Sanierung des Hauses und eine Reorganisation der inneren Struktur einher. 2000 – gleichsam zum 30-Jahr-Jubiläum – erhielten die beiden Einheiten neue, durchaus sinnige Namen: «Sotto Sopra» für das Wohnhaus für Frauen, in deren Leben es gerade drunter und drüber geht, und «Tutti Frutti» für die Taggestätte für die bunt gemischte Kinderschar. Im August 2001 wurde das sanierte und restrukturierte Haus feierlich neu eröffnet und Elisabeth Weber als erfolgreiche Stiftungspräsidentin verabschiedet.

Titelgeschichte

«Wer mich heute beleidigt, kriegt die Antwort, die er verdient»

Die gebürtige Afrikanerin Rose hatte sich in einen in Biel lebenden Mann verliebt. Nach der Hochzeit erlebte sie fünf Monate voller Gewalt und Missachtung. Im Wohnhaus «Sotto Sopra» fand sie Unterschlupf und Kraft für einen Neustart.

Andrea Butorin

Sie möchte Rose genannt werden, und als Herkunftsangabe soll «Afrika» ausreichen. Rose ist eine zierliche Frau. Sie ist bereit, über die schlimmste Zeit ihres Lebens zu sprechen und darüber, wie sie im Wohnhaus Sotto Sopra wieder Kraft gefunden hat. Doch niemand soll ihre wahre Identität erkennen können. Beim Gespräch möchte sie, dass sie und das Gegenüber die Schutzmasken anbehalten, und es scheint, als fühle sie sich durch dieses Stück Papier nicht nur vor einer Erkrankung geschützt, sondern auch vor Übergriffen auf ihre Persönlichkeit.

Vor zehn Jahren kam Rose, damals Anfang 20, aus ihrem Heimatland in die Schweiz. Im Internet hatte sie einen in Biel lebenden Mann kennengelernt. «Ich verliebte mich in ihn, und meine Eltern gaben mich frei.» In der Heimat wurde Hochzeit gefeiert, dann folgte Rose ihrem Mann nach Biel. Hier begann ein Albtraum. Der Mann habe sie eingeschlossen, wenn er zur Arbeit ging, sie ignoriert, indem er beispielsweise immer alleine ass, und geschlagen. «Ich lebte in einer Diktatur», sagt Rose. Auch den Handy- und Internetzugang habe er kontrolliert. Eines Nachts habe sie per Videotelefonie mit ihren Eltern gesprochen. «Er kam ins Zimmer und schlug mich, weil er Hunger hatte. Dabei hat er nicht bemerkt, dass ich mit meinen Eltern telefoniere. Sie haben alles gesehen.»

Es wurde noch schlimmer

Die Eltern hätten Angst um ihre Tochter gehabt und sie gebeten, nach Hause zurückzukehren. Doch das wollte sie nicht: «In meinem Land werden geschiedene Frauen sehr schlecht angesehen, bis heute ist die Mentalität so, dass die ganze Schuld automatisch den Frauen angehängt wird.»

Knapp fünf Monate steckte Rose im Gefängnis ihrer Ehe. Eines Tages schickte sie ihr Mann mit dem Bus für eine Besorgung in die Stadt. Eine Passantin habe Rose angesprochen, weil sie ihre körperliche und seelische Verahrtheit bemerkt habe, und sie zu Solidarität femmes geschickt. «Ich habe diesen Rat befolgt, musste dann aber noch einmal zurück, um meine Sachen zu holen.» Die erste Nacht habe sie bei Solidarität femmes im Frauenhaus verbracht. Von dort kam sie ins Wohnhaus Sotto Sopra.

Hier habe sie «eine lange Zeit» gelebt, länger als die eigentlich maximal zwei Jahre, die für Alleinstehende vorgesehen sind. Denn Roses Situation gestaltete sich schwierig: Sie geriet in einen Teufelskreis aus fehlenden Papieren und folglich keiner Arbeit und auch keiner eigenen Wohnung. «Ich habe mich hier immer gut aufgehoben und unterstützt gefühlt», sagt Rose über ihre Zeit im Sotto Sopra. Man helfe den Frauen in allen Belangen und baue sie auf, wenn etwa ein wichtiger Termin bevorsteht. Auch die Polizei, die bei jedem verdächtigen Geräusch rund ums Haus sofort gerufen werde, sei eine grosse Hilfe.

Ihr Mann habe jedes Mittel angewandt, um sie zur Rückkehr zu überreden. Er habe ihre Familie kontaktiert, habe sein Bedauern geäussert, geweiht. Und so ist Rose nach einer Woche im Sotto Sopra nochmals zu ihm zurückgekehrt: «Mein Ziel war ja nicht die Scheidung, sondern ein gewaltfreies Leben, wie er es mir versprochen hatte.» Doch es wurde noch schlimmer als zuvor, und ihr erneuter Weggang war endgültig.



«Lieber alleine sein als in einer Beziehung, in der Gewalt im Spiel ist.» Rose konnte sich im Wohnhaus Sotto Sopra neu sortieren.

«Ich habe vor Angst gezittert, wenn ich meinem Ex-Mann oder einem seiner Freunde begegnet bin.»

Rose

Obwohl sie wusste, dass sie das viel Kraft kosten würde, beschloss Rose, den Kampf gegen die Gewalt aufzunehmen. Schon bei Solidarität femmes hatte sie ein medizinisches Attest machen lassen, das ihre Misshandlungen bestätigte. Mit Unterstützung der Stiftung für Frauen und Kinder Biel leitete sie die Scheidung in die Wege und erhob Strafanzeige gegen ihren Mann. Heute findet sie, dass das Urteil zu milde ausgefallen ist: «Er musste gerade einmal 200 Franken bezahlen.»

«Heiraten möchte ich nie mehr»

In ihrer Heimat hätte ihr trotz des in der Schweiz ausgestellten Attests niemand

Glauben geschenkt. Um auch dort Strafanzeige einreichen zu können, hätte sie sich zwingend von lokalen Ärzten untersuchen lassen müssen.

Zu Beginn sei es immer sehr schlimm gewesen, wenn sie ihrem Ex-Mann oder einem seiner Freunde begegnet sei. «Ich habe vor Angst gezittert.» In Biel ist sie geblieben, weil sie hier nicht nur viel Schlimmes erlebt, sondern auch viel Unterstützung erfahren habe.

Unterdessen hat sich das Leben von Rose in allen Bereichen verbessert: Sie hat mit der Vergangenheit abgeschlossen, hat eine Wohnung, eine Arbeit, einen neuen Partner, Freunde und neue Kraft gefunden. «Wer mich heute bei-

ligt, kriegt die Antwort, die er verdient.» Ihrem Ex kann sie selbstbewusst entgegentreten. Er habe ihr sogar anvertraut, dass er mit seiner neuen Frau den gleichen Fehler mache. «Es ist sogar noch schlimmer als bei mir, denn er schlägt sie vor den gemeinsamen Kindern.» Rose ist froh, dass sie und ihr Ex-Mann keine Kinder hatten. Mit ihrem neuen Partner sei sie glücklich. «Aber heiraten möchte ich nie mehr», sagt sie, «da bin ich traumatisiert.»

Ihr Traum: Eine eigene Stiftung

Sie hat andere Träume, möchte gern eine Ausbildung machen. In allem, was Handarbeit erfordere, sei sie gut. Und: Sie möchte in ihrem Heimatland eine Stiftung gründen wie die Stiftung für Frauen und Kinder Biel, die ihr so geholfen habe. Jedes Jahr kehre sie in ihre Heimat zurück und besuche ihre Eltern. Dabei sieht sie, wie schwer es die Frauen dort immer noch haben. Einmal hörte sie, wie ihre Nachbarin von ihrem Mann geschlagen wird. Sie wollte eingreifen, aber ihre Mutter sagte ihr, dass das die Frau (!) verärgern könne, weil es nicht ihre Angelegenheit sei.

Sie wisse deshalb, dass es eine solche Stiftung schwerhaben würde. Trotzdem möchte sie den Frauen diese Möglichkeit bieten – die Entscheidung treffen müssten die Frauen immer noch alleine. «Es gibt leider sehr viele Frauen, die bleiben», sagt sie. Viele können nicht allein sein, dabei sei allein sein viel besser als Gewalt erleben. Sie habe bemerkt, dass es den Frauen im Sotto Sopra schon nach kurzer Zeit viel besser gegangen sei. «Frauen sind wie eine Blume», sagt Rose. Gehe es ihnen gut, dann öffneten sie sich und strahlten Schönheit aus.



Rose über ihre Zeit im Sotto Sopra: «Ich habe mich hier immer gut aufgehoben und unterstützt gefühlt.» Nicht nur vom Team, sondern auch von der nahen Polizei.